

Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung
zahlreicher Vertreter der theologischen Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von
Dr. theol. Ludwig Ihmels

Professor der Theologie in Leipzig.

Nr. 19.

Leipzig, 15. September 1922.

XLIII. Jahrgang.

Erscheint vierzehntägig Freitags. — Bezugspreis vierteljährlich 15 Mk. — Anzeigenpreis: die zweigespaltene Petitzelle 4,— Mk. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Verlag und Auslieferung: Leipzig, Königstr. 13.

Die Schallanalyse und das Neue Testament.

Jung, Erich, Dr. phil., Germanische Götter und Helden in der christlichen Zeit.

Löhr, Max, Dr. D. Psalmenstudien.

Schaefer, Alois, Bischof, Dr., Einleitung in das Neue Testament.

Grisar, H., S. J., Lutherstudien.

Lehmann-Issel, Kurt, Lic. Die Grenzen des objektiven Erkennens der Theologie.

Wentscher, Elsa, Geschichte des Kausalproblems in der Neueren Philosophie.

Hupfeld, Renatus, Graf Hermann Keyserling.

von Gerdell, Ludwig, Dr., Die Revolutionierung der Kirchen.

Hollstein, Hans, Krankenseelsorge.

Fabricius, Cajus, Lic., Der Atheismus der Gegenwart.

Heyne, Hildegard, Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen.

Die Schallanalyse und das Neue Testament.

(Vgl. die Artikel in Nr. I Sp. 1—8 und II Sp. 17—22.)

Wie ich schon seinerzeit andeutete, hat nun auch Lietzmann wiederum zu dem Fall Sievers-Lietzmann abschließend Stellung genommen.¹⁾ Schon das ist ein Verdienst, daß er jene zweiteilige Rezension aus den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, die ja nur unbequem zugänglich war, noch einmal auf S. 1—27 seiner Broschüre zum Abdruck bringt. Man kann nun, wenn man die beiden Hefte von Sievers und Lietzmann nebeneinander hat, leicht das Experiment, seine Lehren und seinen Ertrag sich klar machen.

Überraschend erfreulich ist, daß Lietzmanns Antwort nicht auf den Kriegston, sondern auf den Friedenston gestimmt ist; — mehr als dies: daß jeder, auch der Gegner, spüren muß, wie er gerecht sein will und die Sache weiterführen will. Ich bin überzeugt, daß durch sein Wort jene Gefahr des hitzigen Aneinandervorbeiredens, vor der ich neulich gewarnt habe, endgültig gebannt ist. Alle, die an der Angelegenheit ein Interesse haben, werden ihm dafür danken.

Am meisten freilich wird dazu beitragen, den Groll der Vertreter der Schallanalyse zu besänftigen, daß Lietzmann diesmal nicht nur von der Person Sievers' mit Verehrung redet, sondern daß er sogar grundsätzlich zur Sache der Schallanalyse sich bekennt. „Der sachliche Inhalt der Sieversschen Schrift trägt meiner Meinung nach zur Klärung der Frage so wesentlich bei, daß es nur noch der Richtigstellung einer irrigen Ansicht des auch von mir aufrichtig verehrten Gelehrten bedarf, um für weitere Arbeit den Weg frei zu machen“ (S. 1, Vorbemerkung). „Grade weil ich der Meinung bin, daß die Sieverssche Arbeitsweise bei methodischer Weiterbildung eine Zukunft hat —“ (S. 38). „Ist etwas an der Sache — und ich wiederhole, daß ich das nicht leugne. . .“ (S. 38). Vielleicht darf man hoffen, daß damit die Bahn gebrochen ist für eine kritische Auseinandersetzung mit den von Sievers aufgeworfenen Problemen auch von theologisch-neutestamentlicher Seite her; und zwar für eine Kritik, die auch diesen Gegner ernst nimmt

und nicht, wie es bisher manchmal geschah, meint, ihre Aufgabe erfüllt zu haben, wenn sie ihn lächerlich gemacht hat.

Die eine Frage, um deren Klärung es sich für Lietzmann zur abschließenden Beurteilung des Experimentes noch handelt, ist die, ob Lietzmanns Art, seinen Probetext herzustellen, der Art und Weise antiker Interpolatoren entsprochen habe oder nicht. Sievers hatte lebhaft bestritten, daß die Lietzmannsche Umarbeitung „sich auch nur entfernt in Parallele zu dem stellen kann, was sich an quellenmäßig kontrollierbaren Stellen als die Durchschnittsart und das Durchschnittsmaß redaktioneller Eingriffe festlegen läßt.“ Lietzmann führt den Gegenbeweis — wie mir scheint, schlagend — an zwei Beispielen der altkirchlichen Literatur. Die Ignatianen sind in der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts von einem Interpolator überarbeitet worden; die echte und die überarbeitete Textform sind uns erhalten. In byzantinischer Zeit hat ein anderer Interpolator aus der Schrift des Hippolyt über den Antichrist und einigen ins Griechische übersetzten Homilien des Syrrers Ephraem die pseudohippolytische Schrift *De consummatione mundi* gemacht. Aus beiden Texten druckt Lietzmann einige Stücke ab, indem er den echten und den interpolierten Text nebeneinanderstellt. Er braucht nicht viel dazu zu sagen; die Beispiele wirken durch ihre eigene Wucht. Mit absoluter Willkür sind übernommene, wenig oder stark veränderte Partien und kleinere und größere neugebildete Zusätze zu einem neuen Ganzen verwoben. Das sind wirklich Fälle von genau derselben „Raffiniertheit der Einschlebung und gegenseitigen Verschmelzung“ und „absichtlichen Verhüllung des Tatbestandes“ wie der Lietzmannsche Probetext. Um der neulich Sp. 7 angedeuteten Konsequenzen willen ist vor allem wichtig, daß sich immer eine sehr sorgfältige Ineinanderarbeitung der Texte durch den Interpolator zeigt. Fast regelmäßig wird der Anfang einer neu eintretenden Stelle durch Einschub oder Änderung einer Übergangskonjunktion oder durch Wortumstellungen dem neuen Zusammenhang angepaßt, und ebenso findet sich meist der Ausgang verändert.

Das bedeutet, falls es für den ruhig Abwägenden dessen noch bedurfte, eine nochmalige Rechtfertigung des Experimentators

¹⁾ Hans Lietzmann: Schallanalyse und Textkritik. Tübingen 1922. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck) (39 S. 8).

Lietzmann. Vor allem ist damit aber in der Sache jene Abgrenzung der für die Schallanalyse zur Zeit gegebenen Möglichkeiten bestätigt, die ich Sp. 19 f. formuliert habe. Die Minimaländerungen haben bei der Analyse des Lietzmann-Textes das Urteil unsicher gemacht; grade mit ihnen muß, wie sich zeigt, bei jedem Text, an dem gearbeitet wird, zuerst gerechnet werden. Also: die Schranken, die sich an dem Lietzmann-Text gezeigt haben, werden sich bei fast jedem Text zeigen. So mag das Lietzmannsche Experiment eine Warnung an die Praktiker der Schallanalyse sein, die Kompliziertheiten, denen sie auch an Alttexten gegenüberstehen können, zu unterschätzen. Ich vermute, mancher Satz aus Schanzes Galaterbrief klänge vorsichtiger oder bliebe beiseite, wenn die Schrift heute neu aufgelegt würde.

So kann Lietzmann das Bewußtsein haben, mit seinem so hart gescholtenen Experiment allen Parteien den Weg gewiesen zu haben. Den Gegnern der Schallanalyse zeigt er, der scheinbare Skeptiker, daß diese Sache ernsthafter Erörterung wert ist; den Freunden dieser Arbeiten gibt das Experiment die Erinnerung zur Vorsicht. Es liegt völlig in der Linie dessen, was auch ich für nötig halte, wenn er nach dem Ergebnis dieses ersten Versuches weitere experimentelle Feststellung von Kriterien und Erprobung der Leistungsmöglichkeit der Methode fordert. So klingt die Schrift aus in die nochmalige Aufforderung zu neuen Experimenten, die „nicht zweckloses Rätselraten“, sondern in der Tat „der einzig sichere Weg aus dem Chaos zur Klarheit“ sein werden.

Anmerkung. Ich habe in Nr. I Sp. 6 unten darauf hingewiesen, wie unlängst in Paul Kahles Leipziger Vortrag Sievers'sche metrische Postulate über die Aussprache der hebräischen Texte eine Bestätigung gefunden haben. Kahles Vortrag „Die überlieferte Aussprache des Hebräischen und die Punktation der Masoreten“ erscheint soeben in ZATW, S. 218–227 dieses Jahrgangs. Man kann dort folgende Sätze lesen, die mir durchaus den Wert eines Experimentalergebnisses zu haben scheinen: „Es ist nun sehr merkwürdig, daß diese Punkte, die ich hier angeführt habe, zugleich die Hauptbedenken sind, die Eduard Sievers (Metrische Studien I, § 227 ff. [1901!]) aus grammatischen und metrischen Gründen gegen die tiberische Punktation vorzubringen hat. Er kann sich keine bessere Bestätigung und Rechtfertigung seiner Kritik wünschen als die in diesen Fragmenten vorliegende Punktation. Die von ihm geforderten Formen der 2. Pers. Perf. wie qatal, qanith etc. sind hier [in den von Kahle bearbeiteten Fragmenten aus der altkairenser Genizah] urkundlich belegt. Die von ihm beanstandete Aussprache jada^{ká}, jada^{éka} kommt in diesen Fragmenten überhaupt nicht vor, sondern nur die von ihm geforderten Formen jada^k, jada^{ék}. Ebenso wenig finden sich die von ihm beanstandeten Formen p^{íha}, jada^{éha}, sondern stets p^{íh}, jada^{éh}, wie er es fordert“ (a. a. O. S. 224 f.).

Gerh. Kittel-Greifswald.

Jung, Erich, Dr. phil., **Germanische Götter und Helden in der christlichen Zeit**. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. München 1922, J. F. Lehmann, 393 S. 8) 75 M.

Im Vorwort gibt der Verfasser Rechenschaft von der Form seines Buches, das nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden gebildeten Deutschen geschrieben ist. Die unter einem bestimmten Gesichtspunkt, den die Überschrift des Buches als „Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform“ andeutet, gesammelten und in inneren Zusammenhang gebrachten Denkmäler werden in 29 Abschnitten behandelt. Es ist ein ganz außerordentlich reicher, auch dem Fachmann Neues bietender Stoff, den das Buch enthält. Es seien daraus hervorgehoben die Abschnitte über die Thiodeta, Rolandsäule, Irmensul, über die Gottesurteile in den Darstellungen vom Züricher Großmünster und im Neuenburger-

Domchor, über den reitenden Gott mit Mantel und Lanze auf fränkischen und alemanischen Erzscheiben, über die drei Schicksalschwester im Wormser Dom, über die ritterlichen Heiligen, Georg, Michael und Martin, über den wilden Jäger, über die Sonnenverehrung in den steinernen Flachbildern an der Spitalkirche in Tübingen, über Kreuz und Sonnenrad an christlichen Kirchen, über Hakenkreuz und Sonnenrose, über Tieropfer in dem Flachbild von Oberröblingen, über Bandverschlingung oder Verknotung. Man bewundert die außerordentlich ausgebreiteten Kenntnisse des Verfassers, wenn man auch hinter manche Kombinationen, als Laie auf diesem Gebiet wie der Recensent, ein Fragezeichen setzt. Aber man empfindet auch, daß es gerade hier nicht ohne gewagte Hypothesen abgeht und daß auch falsche Deutungen die Wissenschaft anregen. Was mir am wenigsten zusagt, ist die Hereinziehung der Gegenwart, die der Erörterung wissenschaftlicher Probleme nicht förderlich ist, obwohl der Verfasser sein Verfahren im Vorwort zu verteidigen sucht. Das stoffreiche und das Interesse der Leser fesselnde Buch, über dessen wissenschaftlichen Wert ich kein abschließendes Urteil abzugeben wage, sei den mit der Denkmalforschung sich Beschäftigenden warm empfohlen.

Grützmacher-Münster i. W.

Löhr, Max, Dr. D. (Professor der Theologie an der Universität Königsberg i. Pr.), **Psalmstudien** [Beiträge zur Wissenschaft vom A. T., herausgeg. v. R. Kittel, N. F. 3] Stuttgart 1922, W. Kohlhammer (53 S. gr. 8) 15 M.

Gegenüber der in der Praxis üblichen Anwendung der Gattungsforschung, deren prinzipielles Recht L. durchaus anerkennt, dringt das vorliegende Heft auf stärkere Berücksichtigung des „individuellen Schaffens, das mit einer bewußten Zwecksetzung verbunden ist“ (S. 3) und auf genauere Erledigung des text- und literarkritischen Problems jedes einzelnen Psalms (S. 4). Bei solcher Untersuchung zeige sich, daß vielfach höchst individuelle Lieder durch spätere liturgische Bearbeitung in ihre heutige Gestalt gebracht wären, also nicht von Haus aus „Mischgattungen“ darstellten,

Nun aber läßt sich Text- und Literarkritik ohne Berücksichtigung der Gattungen nicht bewältigen. Ich wähle ein von L. gebrauchtes Beispiel: In Ps. 22 [Klagelied mit angehängtem Hymnus] trennt L. beide Teile von einander und ändert in 27 (nach ihm Glosse!) יִכְרְרוּ וְשִׁבְרוּ יֵאָכְלוּ וְיִשְׁבְּנוּ. Nun aber bietet der Schluß von Iudul bēl nīmeki in KTAR 10. 11 gleichfalls einen beim Mahle gesungenen Hymnus als Ausklang eines Klageliedes. Weiß man das, so wird man der Zerschlagung und Änderung in Ps. 22 doch skeptisch gegenüber stehen. Sodann aber sind m. E. Individuallied und Liturgie für das alte Israel überhaupt keine scharfen Gegensätze. Auch das Individuallied ist vielfach darauf berechnet, im Kult gesungen zu werden, bei dem Dank- oder Bittopfer, das der einzelne für sich darbringt bz. darbringen läßt. Gewiß hat namentlich das Klagelied und das ihm eng verwandte Bußgebet sich im Laufe der Zeit oft von dem Kulte gelöst, und können daher Hinweise auf den Kult auf Umarbeitung eines solchen späten Liedes beruhen, allein zu fragen ist stets, ob wir es nicht mit einem älteren, von vornherein für gottesdienstlichen Gebrauch bestimmten Texte zu tun haben. Auf das Klagelied folgt im Kult herkömmlich das Orakel; der Beter, der eine günstige Gottesstimme erhofft, rüstet sich von vornherein darauf, dann seinerseits einen Dankpsalm anzustimmen. So führt gerade die Frage nach den vom Dichter verfolgten Zwecken zur Annahme von Mischgattungen, zugleich aber auch zur Erkenntnis von gewissen Schranken, die

bei jeder traditionell geregelten kultischen Betätigung einer ungehemmten Auswirkung der Individualität des Dichters entgegenstehen. Von Umherfahren in den verschiedenen Gattungen kann nur bei solchen Liedern die Rede sein, die — wie die alphabethischen — einen Halt an der Liturgie nicht haben; bei diesen wäre der Nachweis noch zu führen, daß neben dem literarisch-spielerischen ein innerliches Motiv dem Dichter die Feder geführt hat. Es darf nicht übersehen werden, daß bei ihnen die Dinge ganz anders liegen als bei den echten Mischgattungen, die nicht in der Literatur, sondern in den Notwendigkeiten des Kultus wurzeln.

In einem 2. und 3. Abschnitt behandelt L in vielfach fördernder Weise einige Psalmen — die sog. Geschichtspsalmen, ferner 42/43 46. 49. 80. 107. 50. 22. 73 — nach Textgestalt, strophischem Aufbau und Zweck. Seine Aufstellungen sind gutes Teils von Kittel in der neuen Auflage des Psalmenkommentars schon verwertet, ich beschränke mich daher auf einige Bemerkungen. An dem Wechsel zwischen Doppeldreier und Sechser sollte man keinen Anstoß mehr nehmen. [s. Sievers, Metr. Stud. IV § 111.] Für zweckmäßig würde ich es halten, bei jeder Textänderung wenigstens in der Form der Sigla der B. H. K. oder durch Angabe der Abschnitte von Delitzsch's „Schreib- und Lesefehlern“ eine kurze Begründung beizugeben; in der Nennung der Väter der Konjekturen wäre größere Gleichmäßigkeit erwünscht.

Einzelheiten. Ps. 22: Hinsichtlich des Textes und der Gliederung des Klageliedes stimme ich L. zu, nur muß dann in 26 רָאִי׃ gelesen werden. Der Hymnus dagegen ist noch nicht in Ordnung und das Palsey in 24a [רָאִי׃] und 28 [רָאִי׃] schwerlich als Wegweiser brauchbar; cf. Kahle b. Bauer-Leander I 156 ff. Zum Parallelismus von עָנִיִּים und דְּרִשְׁיוֹ in 27 cf. Ps. 69, 33, auch Zef. 2,3: in 30 ist nach Dan. 12, 2 רָאִי׃ zu punktieren.

Ps. 46: Für die eschatologische Deutung cf. neuerdings Eißfeldt in Theol. Blätter 1922 Sp. 54 ff. Sie allein ermöglicht das im Ps. Gesagte — Naturkatastrophe, Geschichtswende — als Einheit zu fassen: in den Schrecken der Endzeit schützt Jahwe seine heilige Stadt und führt das Friedensreich wieder herbei. Das Ereignis, das in der Zukunft liegt, besingt der Dichter in kühnem Glaubensmut schon als geschehen; cf. mein Gebet und Frömmigkeit im A. T. S. 27. Ps. 49, 16, dessen Echtheit mir gesichert scheint, ist möglicherweise auf Entrückung vor dem Tode statt aus dem Tode zu deuten; so jetzt Smith, Rel. of Psalms S. 118 ff. In 80,17 beseitigt Ehrlich's Vorschlag שָׁרְיָהּ בְּאֶשׁ כִּי סִחֲרִיהָ die hinsichtlich des Subjekts bestehenden Schwierigkeiten; der Weinstockpassus wäre dann beizubehalten; zu 80,16 f. jetzt Nielsen, Der dreieinige Gott I S. 171.

Gegen L's Forderung psychologischer Vertiefung und kritischer Sauberkeit wird niemand etwas einzuwenden haben. Sie müssen sich aber durchführen lassen, ohne den großen, namentlich durch Gunkel gebrachten Fortschritt einer Überwindung der einseitig literarischen Betrachtungsweise zu gefährden.

Schaefer, Alois, Bischof, Dr., Einleitung in das Neue Testament. 3. Auflage, neu bearbeitet von Dr. Max Meinertz, ord. Prof. d. n. t. Exegese in Münster i. W. Mit 4 Handschriftentafeln. (Wissensch. Handbiblioth. 1. Reihe Theol. Lehrbücher XV.) Paderborn 1921, F. Schöningh, (XXVI. 452 S. gr. 8) 57 M.

In Jahrgang 1913 Sp. 299 hat Leipoldt über die frühere Auflage des Werkes berichtet. Ich darf auf das, was er zur allgemeinen Charakteristik des Werks gesagt hat, verweisen. Die Neubearbeitung hat sich M., wie er selbst sagt, nicht leicht gemacht. Ganz unverändert sind nur wenige Seiten geblieben, einiges ist neu geschrieben, anderes erweitert, anderes stark verändert. Soweit ich sehen kann, ist aber das Buch im Ganzen bei aller ihm

neu gewidmeten Arbeit, nach Anlage, Arbeitsweise und Hauptergebnissen dasselbe geblieben: ein sorgfältig gearbeitetes Lehrbuch, das den katholischen Standpunkt voll wahr, aber die Probleme der gegenwärtigen Forschung durchaus nicht ignoriert. Auch die neusten Untersuchungen sind bis zu kleinen Zeitschriftenaufsätzen berücksichtigt, wobei der evangelischen Theologie die gleiche Aufmerksamkeit wie der katholischen gewidmet ist.

Büchsel in Rostock.

Grisar, H., S. J., (Prof. an der Univ. Innsbruck), Lutherstudien 3. Heft: **Luthers Kampfbilder II. Der Bilderkampf in der deutschen Bibel (1522 ff.).** Mit 9 Abb. 4. Heft: **Luthers Trutzlied „Ein feste Burg“ in Vergangenheit und Gegenwart.** Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co., (IX, 45 S. und VI, 57 S. gr. 8) je 25.— M.

Das 3. Heft bringt Beschreibung, Geschichte und Bibliographie der polemischen Bilder zu Luthers Bibelausgaben, vor allem zur Offenbarung Johannis. Es ist immer dieselbe Erscheinung: die katholische Historie ist reich an Stoff und arm an Ideen. Alles wird immer nur eintönig an dem Maße des Gehorsams gegen die römische Kirchenleitung beurteilt und aufgemacht. Im Ganzen doch recht unfruchtbar!

Der Jesuit, der im 4. Heft Luthers gewaltigem Sang gegenüber die wenig beneidenswerte Rolle Beckmessers übernommen hat, zeigt mit diesem Gebahren überall die sehr berechtigte Angst vor der Gewalt des Lutherliedes und rät daher, um des unserm Volk jetzt so nötigen Friedens willen, den ja die Jesuiten so rührend zu hüten beflissen sind, dieses gefährliche Lied nicht mehr zu singen! Aus dem Durcheinander des in diesem Hefte zusammengeschriebenen Stoffes scheint mir als der dem Verf. wichtigste Punkt herauszuspringen der Wunsch, nachzuweisen, daß im Weltkrieg die Katholiken keineswegs im größeren Stil das Lutherlied, es auf den Waffenkampf umdeutend, gesungen hätten. Diese schönen Spuren konfessioneller Eintracht wehrt entrüstet derselbe Jesuit ab, der in der gleichen Schrift das konfessionelle Einvernehmen fordert.

Preuß-Erlangen.

Lehmann-Issel, Kurt, Lic. (Pfarrer in Neuenweg), Die Grenzen des objektiven Erkennens in der Theologie. Eine Untersuchung über die Frage nach dem Wesen der Religion (in Auseinandersetzung mit Karl Dunkmann's Schleiermacher-Forschung) Leipzig 1921. J. C. Hinrichs (IV, 208 S. gr. 8^o) 25 M.

Das Buch handelt recht eigentlich von der ersten bis zur letzten Seite von der Frage nach dem Wesen der Religion; wenigstens sind alle Probleme, die der Verfasser anschnidet, auf diese Frage eingestellt. Trotzdem ist es richtig, wenn das Buch sich durch seinen Haupttitel kennzeichnet als eine Arbeit zur Bestimmung der Grenzen wissenschaftlicher Forschungsmöglichkeit, die die Theologie unbedingt einhalten muß, wenn sie ihren Anspruch, wirkliche Wissenschaft zu sein, nicht aufgeben will. Es handelt sich also um eine Arbeit zur theologischen Prinzipienlehre, genauer um eine Arbeit zur Prinzipienfrage der Religion. Wie ebenfalls im Untertitel angedeutet ist, bahnt sich der Verfasser seinen Weg durch eine Untersuchung und Zurückweisung des selbständigen und eigenartigen Versuches eines Aufbaues einer theologischen Erkenntnislehre, den uns Karl Dunkmann zunächst mehr andeutend in zwei bemerkenswerten Schleiermacherstudien (Die Nachwirkungen der theologischen Prinzipienlehre Schleiermachers 1915

und Die theologische Prinzipienlehre Schleiermachers 1916) und dann ausführlich in zwei größeren systematischen Werken (Religionsphilosophie 1917 und Der christliche Gottesglaube 1918) vorgelegt hat. In dieser Untersuchung geht die Arbeit unseres Verfassers keineswegs auf, vor allem das letzte seiner vier Kapitel (Die Elemente zur Gewinnung der Wesensbestimmung) ist durchaus als eine Darlegung des eigenen Standpunktes des Verfassers zu werten und nimmt nur gelegentlich auf Dunkmann und auf den großen theologischen Lehrmeister, auf den Dunkmann sich berufen zu können glaubt, auf Schleiermacher, Bezug. Vielleicht wäre es vorteilhaft gewesen, wenn der Verfasser die mehr apologetische Orientierung der ersten drei Kapitel und den mehr theoretischen Charakter des letzten Kapitels in seinem Inhaltsverzeichnis kenntlich gemacht hätte.

Was nun den Inhalt betrifft, so halte ich die Kritik des Dunkmannschen Systems für durchaus gelungen und unterschreibe sie völlig, soweit es sich um die Kritik des Systems an sich handelt. Auch mir ist deutlich, daß in dem gesamten Aufbau Dunkmanns sich eine Fassung der Geisteswissenschaft als einer rein metaphysischen Wissenschaft auswirkt, die zu unserem modernen kritischen Denken in Dissensus steht. Etwas anders denke ich über den Wert der Kritik der Dunkmannschen Auffassung Schleiermachers. Rein philologisch-exegetisch angesehen mag unser Verfasser mit seiner Interpretation Schleiermachers im Großen und Ganzen ebenso im Rechte sein wie die Dunkmannsche Auffassung anfechtbar sein mag. Aber sind diese philologisch-exegetischen Gesichtspunkte bei einer solchen Kontrastierung zweier Systeme in jedem Betracht die allein möglichen? Gibt es nicht auch ein Recht des Forschers, für bestimmte ihm richtig und wichtig erscheinende Gedanken die Anknüpfungspunkte im Denken großer Männer zu suchen und das etwa in der Weise, daß gezeigt wird, wie diese Gedanken bei jenen vielleicht noch nicht zu voller Entfaltung, vielleicht auch durch andere Gedanken beiseitegeschoben sind, wie sie aber doch vorhanden sind und nun konsequent durchgeführt werden wollen? Ich will damit nur sagen, daß bei solchen Auslegungsdebatten für den Fortschritt der Wissenschaften nicht immer allzuviel herauskommt. Weiter führt doch immer nur das, was der Ausleger selbst neu zu bringen hat.

Eine besondere Beachtung verdient das letzte Kapitel unseres Buches, sofern hier die eigene Stellung des Verfassers zu den Fragen am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Das eigentliche Problem der Religion ist nach dem Verfasser dadurch entstanden, daß die Religion nicht mehr als eine eindeutig bestimmte Erscheinung, sondern als eine Erscheinung mit einer fast unübersehbaren geschichtlichen Mannigfaltigkeit vor uns liegt. Wie finden wir uns nun vom Mannigfaltigen zum Wesentlichen? Die Aufgabe läßt sich nicht lösen ohne Zuhilfenahme der eigenen religiösen Erfahrung. Zu jeder Wesensbestimmung gehören zwei Elemente: der Gegenstand, der verglichen werden soll, und der übergeordnete Zusammenhang, in den dieser einzelne Gegenstand hineingestellt wird, die Vernunft. Da wir uns der Vernunft nun aber nur in der Geschichte bewußt werden, so ergibt sich, daß die Bestimmung des Wesens der Religion nur durch die Durchdringung der eigenen religiösen Erfahrung mit der Geschichte gefunden werden kann (p. 181). Die Frage nach dem Wesen der Religion wird so eine Frage der Geschichtswissenschaft und kann nur nach den Methoden der Geschichtswissenschaft gelöst werden. Eine bestimmte Art geschichtlichen Erkennens ist das Erkennen des Wesens der geschichtlichen Erscheinung. Für dieses ist das Entscheidende, daß

wir das Wesen einer geschichtlichen Erscheinung nicht rein aus der Geschichte selbst erkennen können. „Einen historischen Gegenstand können wir nicht unter Ausschaltung unseres eigenen persönlichen Interesses betrachten, wenn uns daran liegt, sein Wesen, das Charakteristische seiner Totalität, den hinter den äußeren auf die Sinne wirkenden Wahrnehmungen liegenden inneren Sinn zu erfassen.“ Geschichtliches Denken ist das Denken, das vom individuellen Bedingtheitsein nicht absehen kann. Alle Begriffe, die die Geschichte bildet, sind nur Mittel, um uns wichtige Wertkategorien herauszustellen, unter denen wir das Individuelle erst zu erkennen und zu erfassen suchen. Ist so die Wesensbestimmung einer historischen Persönlichkeit immer eine Tat, die zusammengesetzt ist aus der Vertiefung in den Sinn oder Geist, d. h. in das begrifflich Unfaßbare einer fremden Erscheinung einerseits und aus dem Schaffen meiner eigenen Vernunft, die mit bestimmten Bedürfnissen und Idealen an das geschichtliche Material herangeht, andererseits, ist so die Objektivität des geschichtlichen Erkennens stets eine relative, so ist sie es hinsichtlich der Person Jesu erst recht relativ und zwar dadurch, daß eine einheitliche Überlieferung über Jesus nicht vorhanden ist. Die Grenzen des objektiven Erkennens in der Theologie dürften deutlich sein.

Der Verfasser betont gerade in diesem letzten Kapitel seine prinzipielle Übereinstimmung mit Wobbermin des öftern und legt offenbar großen Wert auf sie. Mir will es nun aber doch scheinen, daß der Abstand unseres Verfassers von Wobbermin größer ist, als ihm vielleicht selbst zum Bewußtsein gekommen ist. Das Erbstück, das er sich von seinem ersten Lehrer Tröltzsch in ehrlicher Arbeit erworben hat, hindert ihn doch, das wirklich religiöse Leben in der Geschichte so zu entdecken, wie es bei Wobbermin möglich ist. Für Wobbermin liegen doch die Grenzen des objektiven Erkennens in der Theologie primär in der Eigenart des religiösen Erkennens selbst, für unsern Verfasser liegen sie mit Troeltsch primär in der prinzipiellen Homogenität des theologischen Erkennens mit dem geschichtlichen Erkennen. Jelke-Heidelberg.

Wentscher, Elsa, *Geschichte des Kausalproblems in der Neueren Philosophie*. Von der Preuß. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Leipzig 1921, Felix Meiner. (VIII, 389 S. gr. 8) kart. 60 M.

Für diese von der Preußischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift wird auch der Theologe, der die letzten Prinzipien seiner Wissenschaft untersucht oder sich mit apologetischen Arbeiten beschäftigt, der Verfasserin Dank wissen; denn sie stellt mit Umsicht und Sorgfalt die Geschichte des Kausalproblems von Descartes bis in die Gegenwart dar und arbeitet klar die entscheidenden Wendepunkte heraus. Dabei versteht E. W. unter dem Begriff der Kausalität „den gesetzmäßigen Zusammenhang gegebener Ursachen mit tatsächlichen Wirkungen“. „Vielfach wird in den Begriff der Kausalität noch ein anderer Gedanke mit hineingenommen: Die logische Beziehung von Grund und Folge“. „Die Wissenschaft hat die Aufgabe, diese beiden Beziehungen streng von einander zu scheiden“ (S. 2). Ja darin erkennt die Verfasserin „den Fortschritt in der Entwicklung des Kausalproblems“ daß eine „immer strengere Trennung der kausalen Beziehung von der logisch-gedanklichen“ eintritt (S. 3). — Naturgemäß hängen mit der Frage nach dem Wesen der Kausalität andere Probleme auf das Engste zusammen: Gilt das Kausalgesetz auch für das geistige Geschehen? Wie steht es mit der Freiheit? Sind zwischen Leib und Seele kausale Beziehungen

vorhanden? Es ist ohne weiteres deutlich, daß eine Geschichte des Kausalproblems tief in die Geschichte der Philosophie hinein führt, ja zu einer Geschichte der Philosophie unter bestimmten Gesichtspunkten werden muß. Allerdings wird durch die besondere Betrachtung von einer Seite her manches System ganz anders gewertet werden, als bei einer Gesamtdarstellung der Philosophie. Mir fiel besonders auf, daß Fichte und Hegel, die bei anderer Beleuchtung als Höhepunkte erscheinen können, in der vorliegenden Monographie als Männer zu stehen kommen, welche die fortschreitende Klärung des Problems recht störend unterbrochen haben.

Ob freilich die Verfasserin gerade den Philosophen des deutschen Idealismus immer ganz gerecht wird, erscheint mir zweifelhaft. Wenn sie z. B. Seite 207 schreibt: „Angeregt durch die naturwissenschaftliche Erkenntnis (sic!) von der Evolution des Universums, faßt der Pantheismus Schellings und Hegels das Wirken der göttlichen Kraft in der Welt als eine Entwicklung auf . . .“, so dürfte dieser Satz kaum aufrecht zu halten sein. Ebenso kann man bei Schelling nicht von „einer entwicklungsgeschichtlichen Naturbetrachtung“ (S. 187) reden, es sei denn, daß die Verfasserin dabei nur eine Stelle aus der „Weltseele“ im Auge gehabt hat. Da stehen allerdings Sätze, die wie eine „Deszendenztheorie“ aussehen können — aber dabei handelt es sich um gelegentliche Äußerungen, die der Philosoph später ausdrücklich zurückgenommen hat. Auf das Ganze gesehen, ist der Evolutionismus Schellings jedenfalls nicht geschichtlich, sondern überzeitlich. Und das scheint mir ein Mangel in dem Erfassen dieser Systembildungen zu sein, daß E. W. die idealistischen Konstruktionen dieser Männer gelegentlich in die Sphäre naturwissenschaftlicher Sätze herabzieht und dadurch ihnen nicht gerecht wird.

Über die von der Verfasserin getroffene Auswahl der Denker werden naturgemäß die Ansichten der Leser auseinandergehen. M. E. hätten unter den neueren Philosophen Eduard von Hartmann und Wundt (zitiert nur S. 368) nicht übergangen werden sollen. Ob die Nichtberücksichtigung des Ersteren damit zusammenhängt, daß dieser Mann von der zünftigen Kathederphilosophie noch immer nicht die ihm gebührende Beachtung findet? Bei Wundt mag der Verfasserin entscheidend gewesen sein, daß er bei der Abfassung der Monographie noch lebte (— auch das Kapitel über B. Erdmann ist ja erst nachträglich nach dessen Tode während des Druckes hinzugefügt). Trotzdem hätte bei Wundt eine Ausnahme gemacht werden können, der tatsächlich, wiewohl noch lebend und schaffend, doch schon eine „historische Größe“ war. Insbesondere auch zum Kausalproblem hat er bedeutende und weitreichende Gedanken geäußert, die jetzt in dem sonst so zuverlässig orientierenden Werke nicht zu finden sind. Ja mir scheint, daß dieser Mann einen sehr geeigneten Abschluß des Werkes gebildet hätte, noch geeigneter als Benno Erdmann.

Dr. Carl Ihmels, Westrhauderfehn, Ostfriesl.

Hupfeld, Renatus (Privatdozent an der Universität Bonn), **Graf Hermann Keyserling**. Bonn 1922, F. Cohen (48 S. 8) 16 M.

Graf Keyserling beschäftigt die Gemüter in immer noch steigendem Maße. Hupfelds Vortrag bietet eine Einführung in seine Gedankenwelt, zunächst für Studenten bestimmt. Vorangestellt ist eine Übersicht über das „Reisetagebuch“. Man empfindet die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Weltreisenden nach ihren starken und schwachen Seiten und folgt den verständnisvoll

wiedergegebenen, dem Original gegenüber freilich notwendig stark vereinheitlichten Gedankengängen nicht ohne Genuß. Daran reiht sich auf Grund der programmatischen Schriften Keyserlings ein Überblick über den von ihm eingeschlagenen Weg zur „Weisheit“, d. h. zu einer neuen Lebensganzheit. Entgegen der die Seele tötenden, in entsetzlicher Barbarei endenden reinen Verstandeskultur gilt es, in den Sinn alles Seins einzudringen und, im schöpferischen Urgrund des Ewig-Göttlichen wurzelnd, die praktischen Aufgaben mit neuer Kraft zu bewältigen. Die Religionen sind Versuche, den ewigen Sinn der Welt zu erfassen, die im einzelnen mißlungen sein können, aber doch der Religion als Ganzem ein ewiges Recht geben. Zu dem in dieser Wegweisung wirksamen starken Wollen die rechte Stellung zu finden, versucht der dritte, abschließende Abschnitt. Keyserling wird gewürdigt als ein Zeuge der modernen Reaktion gegen den Materialismus. Sein Trachten nach tiefer Innerlichkeit ist dankbar zu begrüßen. Gegen zwei Punkte richtet sich dagegen die Kritik. Die in ihrer Art unverzeihlichen Äußerungen K's. über das Sittliche im engeren Sinne sind Symptom dafür, daß ihm überhaupt die Bedeutung der sittlichen Gemeinschaft nicht aufgegangen ist. Damit hängt zusammen, daß die Auffassung der Religion als des Dranges zur Selbstverwirklichung die Gefahr ihrer Verzerrung zu einem raffinierten Ichkult in greifbare Nähe rückt. Das sind in der Tat entscheidende Punkte. Man kann freilich das Empfinden haben, daß die Kritik Hupfelds an Keyserling in der Form fast zu vornehm ist und sachlich noch nicht weit und tief genug geht. Der Verfasser des Reisetagebuchs kämpft gelegentlich mit ganz anderen Waffen. Aber es mag ja gut sein, ihm und seinen Geistesverwandten immer einmal wieder in praxi zu zeigen, daß sein Bild des typisch-engen und ungerechten evangelischen Theologen eine grobe Karrikatur ist.

D. Oepke - Leipzig.

von Gerdtehl, Ludwig, Dr., Die Revolutionierung der Kirchen. Ein Protest gegen den Protestantismus. 1.—3. Auflage. Brennende Fragen der Weltanschauung. Heft 4. Schöneiche bei Berlin-Friedrichshagen 1922. Diesseitsverlag 1922 (446 S. gr. 8^o). 50 M.

Ein interessantes Buch, das sich leicht liest, ein Buch voll schreienden Unrechts, aber nicht ohne edle Motive. Der Titel entspricht dem Inhalt, nur daß die katholische Kirche stark in den Hintergrund tritt, während die evangelische, sonderlich die lutherische Kirche an den Pranger gestellt und der allgemeinen Verachtung empfohlen wird. Auf dem Umschlag findet sich ein Untertitel: Ein Protest gegen den Protestantismus. Auch dieser Untertitel entspricht der Schrift, nur daß unter dem hier gemeinten Protestantismus der verstanden sein will, der gesiegt hat und heute vorzugsweise als Protestantismus gilt. Bei Leibe aber darf das nicht so verstanden werden, als wäre nur das Pfüschwerk des Altprotestantismus gemeint; der Neuprotestantismus erscheint dem Verfasser fast noch verwerflicher als der alte. Jener ist „die Epoche des Eklekticismus und der Halbheit in allen Dingen“ (239). Beide aber verfallen miteinander dem Urteil: „Dieser“ d. i. der deutsche, orthodox-liberale Hohenzollern-Protestantismus, hat an die Stelle des Messias — Luther, an die Stelle des Glaubens an den Messias das — philonisch-neuplatonisch-schleiermachersche „Gotteserlebnis“, an die Stelle der Gottseligkeit den — „Patriotismus“, an die Stelle des apostolischen Evangeliums die — Religion, an die Stelle der Tapferkeit die Konsistorialrätlichkeit und

an die Stelle der göttlichen Verwegenheit die — loyale Spießbürgerlichkeit gesetzt.“

Die Schrift zerfällt in drei Teile. In dem ersten weitaus größten (6—293) behandelt der Verfasser die „Notwendigkeit“, im zweiten (294—310) den „Ausgangspunkt“ und im dritten (311—345) das „Ziel“ der Revolutionierung der Kirchen.

Den Hauptinhalt des ersten wesentlich geschichtlichen Teils bildet der Kampf gegen den das christliche Leben von Jahrhunderten verderbenden Wahn, als sei die sogenannte lutherische wie die sogenannte schweizerische Reformation wirklich die Reformation. Luther und Melancthon, Zwingli und Calvin waren Pseudoreformatoren, durchaus mittelalterliche Erscheinungen; die wahre und wirkliche Reformation steckte in dem schändlich unterdrückten Täuferium. Die wahren Reformatoren waren Balthasar Hubmaier (ein, wie es scheint, aufrichtiger und aufopferungsfähiger Wiedertäufer) und der „anabaptistische Bibliocist“ (49) — Michael Servet, etwa noch der Erasmus. Auch die reformierte Kirche taugt nicht viel; immerhin ist sie etwas besser als die lutherische, die so ungefähr die verächtlichste Erscheinung der Kirchengeschichte ist. Unter den Pseudoreformatoren ist immer noch Zwingli der beste; zwar ist er ein Renegat den Anabaptisten gegenüber; aber aus dieser Sphäre des Lichts, der Wahrheit und der Freiheit hat er immerhin einiges hinübergerettet in die Finsternis der Pseudoreformation. Melancthon ist ein erbärmlicher Feigling, „nach oben devot, nach unten brutal“ (66), Calvin eine schlagende Parallele von Ignatius von Loyola und zwar der fanatischere. Der schlimmste aber und verächtlichste von allen ist Martin Luther; die Gerechtigkeit verlangt, daß man seine psychopathische Veranlagung nicht übersieht, aber erträglich kann auch die den Unerträglichen nicht machen. Diese Pseudoreformatoren sind „nichts als gemeingefährliche politische Verbrecher“ (83) und die, welche sie ehren, „erscheinen moralisch verdächtig“.

Unter der Lektüre des ersten Teils hat man öfter den Eindruck, als sei der Verfasser von Haß erfüllt gegen Christus und seine Kirche und sei ihm das Ärgerlichste unter allem Ärgerlichen dies, daß Luther auch weit über die eigentlich christlichen und kirchlichen Kreise hinaus der Liebling des deutschen Volkes ist, ja fast, als hätte er das Buch geschrieben, um diesem „Lutherkultus“ ein Ende zu machen, aber das letztere, wollte man so urteilen, ginge zu weit, und das erstere würde dem Verfasser nicht gerecht.

Ich glaube, daß mit dem Vorgetragenen der Hauptinhalt so schlagend charakterisiert ist, daß auf Einzelheiten einzugehen im allgemeinen erübrigt. Nur auf sein Verständnis der lutherischen Kirche und der Persönlichkeit Luthers gehe ich etwas näher ein. Daraus, daß das geschieht, möge der Verfasser entnehmen, einerseits, daß wir ihn ernst nehmen, andererseits, wie wenig sein reformatorischer Ansturm uns erschüttert. Es hat so gut wie nichts mitgeteilt, das wir nicht kannten.

Mit Luthers Schrift wider die anführerischen Bauern 1525 senkte sich auf die werdende lutherische Kirche eine nur hier und da von anabaptistischen Nachwirkungen ein wenig erhellte Finsternis, über der erst am 9. November 1918 (!) endlich das Licht aufgegangen ist. Nun freilich: wer auf die vierhundertjährige Geschichte unserer Kirche zurückschaut, sieht vieles, das verstimmt und traurig macht. Wie die Kirche und ihr Wesen dadurch verkehrt worden ist, daß sie in die Hände der Fürsten geriet und durch sie schließlich ein Staatsdepartement aus ihr wurde, das ist in unseren eigenen Kreisen oft beklagt worden, wenn es auch, wie die Verfassungsverhandlungen unserer Tage zeigen, selbst

heute noch wohlgesinnte und gescheite Leute gibt, die unter dem Bann der Gewohnheit auch heute noch nicht begriffen haben, daß die Kirche nach Ursprung, Wesen und Ziel etwas total anderes ist als der Staat. Ebenso ist auch unter uns nicht unbekannt, wie die aus Vermengung des Evangeliums mit der antiken Philosophie entstandene Scholastik — hat hierbei Philo die Rolle gespielt, die der Verfasser ihm zuschreibt? — auf unser Lehrwesen unheilvoll eingewirkt hat. Aber wie wir dem letzteren Luthers wundervollen, quellfrischen, lediglich die Schriftwahrheit wiedergebenden Katechismus gegenüberstellen, so der Beschimpfung unserer Kirche und ihrer Diener die Fülle des religiösen Lebens, die in Schriften wie Arndts, Scrivers und anderer, vor allem aber in dem Liederschatz unserer Kirche, allen wahrnehmbar, pulsiert. Es ist ein maßloses Urteil, wenn es heißt, daß die evangelische Kirche „eine dauernde, schwere Gefahr für die religiöse und sittliche Wahrhaftigkeit unseres Volkes“ (289) gewesen ist, oder wenn die Diener der lutherischen Kirche, „die Bänkelsänger der Pseudoreformation“, charakterisiert werden als „sogenannte Pastoren, welche dafür (nämlich die von den Territorialfürsten gesicherte Bezahlung) stillschweigend die selbstverständliche Verpflichtung übernahmen“, dem Volke gegenüber Fürsten- und Junkerinteressen zu vertreten und zu pflegen (19), damit getreue Jünger ihres Meisters, „des heimlich verlachten Tölpels, der in Wirklichkeit von den großen Pansen geschoben wurde“ (184). Oder was soll man dazu sagen, wenn der Verfasser die der evangelischen Kirche Treugebliebenen als „Gewohnheitssklaven, unmündig gebliebene, urteilslose Nachschwätzer und autoritätshungrige Schwächlinge (314) oder als „kulturelle Ausschußnaturen“ charakterisiert?

Und nun zu Luther. Wir wissen ausreichend, daß er eine grobe, stellenweise unflätige Sprache geführt hat. Aber ist Herr von Gerdell wirklich hier der berufene Richter? Wenn ein adliger Herr des zwanzigsten Jahrhunderts den von ihm Bekämpften gegenüber die Sprache führen darf, von der meine gelegentlichen Citate eine Probe geben, was ist dann von dem „der Hefe des Volkes entstammenden“ (108) „Bauernsohn“ des sechzehnten Jahrhunderts zu erwarten? Wir übersehen Luthers Fehler und Schwächen nicht; wir beklagen die Ratschläge, die er in bestimmten Eheangelegenheiten gegeben hat. Wir wissen, daß er darin seiner Zeit den Tribut gezahlt hat, daß er da und dort mittelalterlich intolerant war, wiewohl in seiner Rechtfertigungslehre der letzte Quellpunkt der Glaubens- und Gewissensfreiheit lag. Wir sehen in Luther weder ein Heiligenbild noch einen Papst. Aber wir lieben und ehren ihn wie wenige Männer der Geschichte und nennen uns mit freudigem Stolz seine Jünger. Wie reimt Herr von Gerdell das, da er uns doch nicht alle als traditionsblinde Tölpel oder verdächtige Heuchler beurteilen kann? Luther war eben ein ganz anderer als der, den Herr von Gerdell in dieser Schrift konstruiert. Wie der Verfasser die lutherische Kirche nur deshalb so verkennen kann, wie er tut, weil er mehr auf die politischen und sozialen Wirkungen der Kirche achtet als auf die religiösen, so hat er Luther religiös schlechterdings nicht verstanden. Kein Wunder auch! Sieht er doch in Luthers Rechtfertigungslehre die Auswirkung „einer typischen Pubertätsmelancholie“ (13), eine „alle natürliche Sittlichkeit und Gottesfurcht untergrabende, vernunft- und schriftwidrige Lehre“, (212), „das religiöse Feigenblatt, das der moderne Kirchenfromme über seine Willens- und Charakter-Dekadence klebt; in ihr genießt er seine tiefste sittliche Schande als höchste religiöse Tugend, in ihr erklärt er das Gott Verhaßte als das Gott

Wohlgefällige, durch sie rettet er sich vor dem Jesus der Evangelien.“ So malt sich in diesem Kopfe das sola fide! Kann das noch überboten werden? Luther heißt bald der „in den Jargon der Gasse übersetzte Alba“ (155), bald der deutsche Pobedonoszew des 16. Jahrhunderts (115). Luther wird geschildert als ein ungebildeter und unklarer Mann, ein selbstsüchtiger, hochmütiger und empfindlicher Opportunist, der tief unter dem edlen Thomas Münzer stand und den edlen, wirklich reformatorisch gesinnten Karlstadt nur aus Neid bekämpfte, so bei der Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg. Ja, einer tiefdringenden Geschichtsforschung ist Luther nicht nur der letzte Urheber des 30 jährigen Krieges (107), er ist auch der eigentlich Schuldige an dem Tode Servets, war doch Calvin in diesen Stücken sein getreuer Schüler, ja, genau genommen, war der Münstersche Skandal nicht sowohl eine Frucht des trefflichen Anabaptismus als vielmehr eine Frucht der von Luther inspirierten Bewegung. (101 u. 351.) Wundern würde ich mich nicht, wenn ein Leser mir zurief: Halt inne! Das ist ja ein Pamphlet, ein Waffenarsenal für schlechtgesinnte Papisten und antichristliche Sozialisten. Wollte ich aber hier innehalten, würde ich so ungerecht sein gegen den Verfasser wie dieser gegen Luther und seine Leute. Statt innezuhalten antworte ich auf die sich aufdrängende Frage, was denn der Verfasser selbst vertritt? Davon handeln vornehmlich die zwei letzten Abschnitte, die manche Überraschung bieten. Das Vorwort der ganzen Schrift beginnt so: „Der deutsche theologische Protestantismus sowohl orthodoxer wie liberaler Richtung, sowie der deutsche, bürokratisch erstarrte, landeskirchliche Religions-Geschäftsbetrieb ist nach meiner tiefsten und schmerzlichen Überzeugung das verworrenste und unredlichste Stück unseres gegenwärtigen deutschen Geistes- und Gemütslebens.“ Das zeugt von einem sehr geringem Verständnis der Dinge und der dadurch irgeleiteten Urteilskraft, aber nicht ohne weiteres von schlechter Gesinnung. Sich selbst bezeichnet der Verfasser als „modernen Urchristen“. Unwillkürlich denkt man dabei an die, welche der Fiktion „des historischen Christus“ huldigen, aber schon seine Urteile über den Neuprottestantismus widersprechen einer solchen Einreihung. Und in der Tat ist er ein anderer als unsere vulgären Jesusverehrer. Er erkennt, „daß der Alt- und der Neuprottestantismus — auf ihren dogmatischen Gehalt gesehen — so gut wie völlig verschiedene Konfessionen, ja Religionen sind“; der Neuprottestantismus verschleierte das nur durch seinen Lutherkultus, seine Konservierung altprotestantischer Phraseologie wie des geistesöden Formalismus des liturgischen Kirchenbetriebs. (244 f.) Er schreibt S. 255 den feinen, einen gewissen Tiefblick verratenden Satz: „Religion und Offenbarung sind — auf ihr Prinzip gesehen — diametrale Gegensätze“ (255). In der religionsgeschichtlichen Schule findet er „eine eigentümliche Mischung von geschichtlicher Verständnislosigkeit, religiöser Respektlosigkeit und theologischem Dilettantismus höheren Stils“. Über der berechtigten Zurückweisung der Religionsgeschichte als christlichen Religionsquell übersieht der Verfasser in diesem Urteil ihren wenn auch bescheidenen Wert als Hilfswissenschaft der Theologie, aber das wird aus dem Mitgeteilten ausreichend erhellen, daß er nicht zu den heute vulgären „modernen Christen“ gehört. Er schreibt S. 299 f. im Anschluß an die bekannte Parabel von den drei Ringen, keiner der drei sei echt; echt sei nur ein vierter, und der sei „das altbabylonisch-mosaisch-prophetisch-spätjüdisch ausgelegte apostolische Evangelium von der Messianität Jesu und der bevorstehenden Weltvollendung“. „Die deutsche

Zukunftskirche denke nicht mehr wie der römisch-wittenbergische Katholizismus ecclesia- und luthero- sondern (ganz wie die wirklichen Lutheraner) nur noch theo- und christocentrisch.“ „Das moderne Urchristentum bedeute zugleich die Einführung einer klassisch-hebräischen Renaissance in das europäisch-amerikanische Denken“, wie er denn überhaupt die Juden merkwürdig hoch stellt, auch das Israel, das seinen Messias verwarf, noch als „Gottes Volk“ wertet. „Das messianische Selbstzeugnis Jesu, die Selbstidentifizierung seiner Sache mit der Jahves, seine Reichverkündigung, sein Sühnopfergedanke, seine fleisch-leibliche Auferstehung, seine Fixsternweltenfahrt und die Verheissung seiner persönlichen menschlichen Rückkehr aus dem Kosmos zum Zwecke seiner Reicherrichtung auf Erden sind nur im engsten Weltanschauungszusammenhang mit der messianisch-eschatologischen Idee, deren Ausstrahlung jene Fakta sind, zu verstehen.“ Schade, daß der Verfasser sein Verständnis von dem allen nicht genauer präzisiert. Die Ausführungen aber im letzten Abschnitt geben der Annahme eine gewisse Unterlage, daß er ein ernsthaft Messiasgläubiger ist, der seiner Zukunftskirche nicht wenig wirklich Christliches gewahrt wissen will. Natürlich fordert er mit aller Energie die Trennung von Kirche und Staat, aber die fordern viele Lutherische mit ihm, und wenn er geltend macht, daß die Theologie nicht eine mit allen anderen Wissenschaften auf einem Brett stehende Wissenschaft sei und deshalb größere Ausdehnung der Seminarbildung begehrt und entsprechend den Religionsunterricht der Schule der Kirche überwiesen sehen will (306 ff.), so findet er auch dafür nicht ganz wenig Sympathie unter den ihm so verdächtigen Lutheranern. Natürlich fordert er die Freiwilligkeitskirche, die aber auch nach ihm die Kindertaufe nicht durchaus ausschließt. Hörte er nie von den Altlutheranern in Preußen oder den Millionen Lutherischer in Amerika und zwar sowohl englischer wie deutscher Zunge? Er preist eine völlig independentische Kirchenordnung; augenscheinlich sieht er die Unhaltbarkeit derselben nicht und kennt nicht den über sie hinausführenden Proceß da, wo sie bestand. Den Wert der theologischen Bildung für das geistliche Amt, sowie den Umfang seines Arbeitsbetriebs unterschätzt er. Was die Trauung ist, weiß er nicht; sonst würde er sie nicht verwerfen. Er fordert mit großem Ernst die Bekehrung zu Gott und legt großes Gewicht auf die persönliche Missionspflicht aller Bekehrten.

Dergestalt erhellt, daß der Verfasser immerhin ein anderer ist als der, dessen Bild von seiner Polemik gezeichnet wird. Ich kenne ihn nicht, weiß nicht, ob er noch belehrbar und entwicklungsfähig ist. Durch seine blindwütigen Angriffe wird er nichts bauen, nur niederreißen, und zwar auch solches, das, wenn er es konnte, auch ihm wertvoll erscheinen würde. Erwacht in ihm noch einmal voller Wirklichkeitssinn, entschließt er sich zu einem Bemühen um ein Verständnis auch seiner Gegner, ehe er sie bekämpft, dringt er noch einmal von der Form aus in die Sache, in das Wesentliche, namentlich in die Tiefe des Evangeliums vom „Messias“, das er doch selbst vertreten will, kann aus dem gährenden Most noch Wein werden.

Damit empfehle ich die Lektüre dieses in der Polemik fast schamlosen aber doch interessanten Buches. D. Theodor Kaftan.

Kurze Anzeigen.

Hollstein, Hans (Pfarrer in Breitenau), **Krankenseelsorge** (2. verb. Aufl.) (Praktisch-theologische Handbibliothek von Friedr. Niebergall, 16. Band), Göttingen 1921, Vandenhoeck und Ruprecht (134 S. kl. 8) kart. 16 M.

Der vorliegende 16. Band der Handbibliothek ist kürzlich in 2. Auflage erschienen. Das ist durchaus verständlich; denn er bietet einen mit viel Fleiß und Treue und mit gewissenhafter Verwertung nicht nur reicher praktischer Erfahrungen, sondern auch wissenschaftlich-literarischer und gedanklicher Durcharbeitung gewonnenen Abriss der Krankenseelsorge.

Die Darstellung ist knapp und nüchtern gefaßt, enthält aber einen reichen Stoff und gibt vor allem feine psychologische Beobachtungen und Überlegungen, die der evangelische Krankenseelsorger wohl brauchen und mit Nutzen verwerten kann. Wohltuend ist das liebevolle und zarte Verständnis für den Kranken selbst und in der Beurteilung des Einflusses der Krankheit auf den Erkrankten und seine Umgebung. Die Anleitung zu peinlicher Gewissenhaftigkeit, Treue und Umsicht des Seelsorgers dem Kranken gegenüber, die sich durch das ganze Buch hindurchzieht, und die Andeutungen darüber, wann und wie und womit man ihm am besten wohlthun könnte, sind sehr dankenswert. Auch die Ausführungen über die seelsorgerliche Erziehung des Kranken, seiner Angehörigen und des Gesunden zeugen von feiner Menschenkenntnis.

Man spürt auch überall den schlichten, nüchternen Gottesglauben. Die Gegenwart Gottes und die Tatsache seines Willens und Tuns ist dem Verfasser unbedingte Gewißheit und Voraussetzung.

Doch soll nicht verschwiegen werden, daß Viele mit uns in dem Büchlein etwas vermissen werden. Wir wünschten alles noch mehr hineingestellt in das heilige Gotteswort, alles stärker hervorstachsend aus der Schrift und erfüllt mit Wort, Geist und Kraft der Schrift in dem Reichtum ihrer Fülle. Vor allem fehlt uns das lebendige Zeugnis von der Macht und Gnade unseres Herrn Jesus Christus als des Arztes aller Ärzte und des einzig heiligen und gewissen Seelsorgers. Daß in Ihm und in der Hinkehr zu Ihm alles Heil, alle Klarheit und Wahrheit, alle Lösung und Erlösung, aller Friede und alle Überwindung, Liebe und Ewigkeit beschlossen liegt, hätten wir gern ganz anders noch in den alles beherrschenden und erleuchtenden Mittelpunkt gestellt gesehen. Daher, daß hiervon Vieles fehlt, kommt es auch, daß in dem trefflichen Büchlein der Seelsorger häufig zu sehr auf sich und seine ernstlichen Überlegungen und sein redliches Wollen gestellt erscheint, zu wenig aber zur gewissen und freudigen Erfüllung der Auftrages geleitet wird, den der Herr, unser Heiland, seinen Dienern sonderlich auch für die Kranken gegeben hat. Der Mensch mit seinem Können, seinen Bedenken und seinem Unvermögen wird hier und da zu wichtig, der Herr, der unser Richter, unser Meister und unser König ist und sein will, zu blaß und klein.

Doch soll durch diese aus dem innersten Glaubensleben entspringenden Einwendungen der Wert des Büchleins nicht verringert werden. Vielmehr wird jeder Seelsorger von dem erfahrenen und ernstesten, Gott sich verantwortlich wissenden Manne, der hier zu uns redet, Vieles lernen können, was ihm heilsam ist.

Stiftsprediger Otto-Eisenach.

Fabricius, Cajus, Lic. (a. O. Prof. in Berlin), Der Atheismus der Gegenwart, seine Ursachen und seine Überwindung Göttingen 1922, Vandenhoeck & Ruprecht (76 S. 8.) 12 Mk.

Es wird zunächst festgestellt, daß heute weiteste Kreise atheistisch denken. Aber der Höhepunkt der atheistischen Bewegung sei doch vielfach bereits überschritten. Der Zug zum Mystischen, das wachsende Verständnis für das Schicksalsmäßige, der rege Kultus großer Persönlichkeiten könnten als Symptome für ein Erwachen des religiösen Sinnes angesprochen werden. Überdies sei der Glaube der modernen Menschheit an ihre eigene Vortrefflichkeit durch die jüngsten Völkererschütterungen, Weltkrieg und Revolution, erheblich ins Wanken gekommen. Vielleicht sieht der Verf. manches zu theoretisch-optimistisch an. Dennoch hat sein von Hoffnung getragener Gesamtton etwas recht Wohltuendes. Er schreibt als ein guter Kenner der modernen Geistesströmungen, z. B. auch der monistischen Denkweisen, und wenn er mit seiner Veröffentlichung „manchem Suchenden unter unseren Zeitgenossen“ dienen möchte, so wird seine Schrift diesen schönen Zweck gewiß mannigfach erfüllen.

Dr. A. Schröder-Leipzig.

Heyne, Hildegard, Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen. Eine literarisch-ikonographische Studie zur altchristlichen Zeit. Mit 5 Abbildungen. Leipzig 1922, H. Hässel. (112 S. gr. 8.) Geh. 50 M., geb. 60 M.

Es geht einem mit diesem auf der Grenze zwischen Theologie-Geschichte und Kunstgeschichte stehenden Werke ganz eigen. Der Stoff erscheint einem zunächst ziemlich spröde, aber gar bald fühlt man sich in das Interesse der Sache hineingezogen. Es konnte ja wohl nicht anders sein: es mußte sich auch bei diesem Motive —

bei der Frage also: wann, wo, in welcher Weise findet sich in der Literatur der Kirche wie in ihrer Kunst die Bezugnahme auf das Jungfrauengleichnis Matth. 25? — bestätigen, daß sich keine Einzelerklärung dem starken Gesamtstrom des Lebens entziehen kann. Aber wer würde von sich aus vermutet haben, was nun hier klar vorliegt: daß unser Gleichnis stark ergriffen worden ist von der asketischen Strömung in der altkatholischen Kirche? Wohl hat man (im Abendlande noch mehr als in der morgenländischen Kirche, auch dies ist ja bezeichnend) die für jeden Christen wichtige Zielrichtung des Gleichnisses zu betonen nicht unterlassen. Aber vorwiegend hat man eine der Perikope ursprünglich fremde Gleichsetzung vollzogen: die Jungfrauen sind eben auch in der Deutung nichts anderes als Jungfrauen; und klug sind sie, weil sie dem asketischen Ideal folgend ehelos blieben. Gilt es, einer aus diesem Leben geschiedenen Gottgeweihten ein Denkmal zu errichten in Wort oder Bild, dann findet man die geeigneten Klänge und Züge im Jungfrauengleichnisse. Deutlich tritt bei H. Heyne's trefflicher Arbeit wieder heraus: es ist ein Mangel, daß wir keine neuere eingehende Geschichte des Bibellesens und der Bibelverwertung haben. Wer künftig Baumeister auf diesem Gebiete sein will, wird sich einen so vorzüglichen Baustein, wie den hier gelieferten, nicht entgehen lassen dürfen. Aber auch jetzt schon: die Lebenszeugnisse der alten Kirche auf sich wirken zu lassen ist immer irgendwie lohnend; möchte es also an Benutzern des Werkes nicht fehlen — auch schon damit die Fortsetzung ins Mittelalter hinein möglich wird! Der Preis erklärt sich wohl aus der Beigabe der Abbildungen, die freilich gerade recht willkommen ist.

F. Schnedermann-Leipzig.



Juden und Nichtjuden

Erläuterungen zu Th. Fritschs „Handbuch der Judenfrage (28. Auflage)“ von **Paul Fiebig.**

Gemeinverständlich geschrieben! Mk. 22.50

Der heutige Geisteskampf auf dem Gebiete der „Judenfrage“ bedarf dringend der wissenschaftlichen Vertiefung, namentlich auch insoweit, als es sich dabei um das Verständnis und die Beurteilung der rabbinischen Literatur handelt. In obigem Buche werden wichtige Stücke des durch Fritsch, Dinter usw. verbreiteten rabbinischen Materials im Wortlaut vorgelegt, so dass nun auch der den Quellen Fernerstehende urteilen kann. Fiebig leistet diese Arbeit der Klärung und wissenschaftlichen Vertiefung unter Mitwirkung des Herrn Prof. Kahana, des Lektors für spätjüdische Wissenschaft an der Universität Leipzig, und des Herrn Prof. D. Laible in Rothenburg.

- Luther und die Juden und die Antisemiten.** Prof. D. Dr. Walther, Rostock. M. 6.—
- Altes Testament und Judentum.** Zwei Aufsätze von Prof. D. O. Procksch, Greifswald. Inhalt: Das Alte Testament als deutsches Glaubensbuch. / Das Problem des ewigen Juden. M. 8.—
- Die Anfänge des Talmuds und die Entstehung des Christentums.** Eine Beleuchtung zu dem gleichlautenden Vortrag von Rabbiner Dr. H. Vogelstein. 2. Auflage. Von Karl Kunert. M. 2.50
- Jüdisch-Arabische Poesien aus vormuhammedanischer Zeit.** Ein Specimen aus Fleischer's Schule. Von Franz Delitzsch. M. 16.—
- Der Brief an die Römer** in das Hebräische übersetzt und aus Talmud und Midrasch erläutert. Von Franz Delitzsch. M. 20.—
- Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für Grammatik,** besonders die hebräische. Mit physikalischen Abbildungen und einer musikalischen Beilage. Von Franz Delitzsch. M. 10.—
- The hebrew new testament of the british and foreign bible Society.** Von Franz Delitzsch. M. 12.—
- Der Kanon des Alten Testaments nach den Überlieferungen in Talmud und Midrasch.** Neue Untersuchungen über Namen, Einteilung, Verfahren, Sammlung, Umfang und religiösen Charakter der alttestamentlichen Schriften, sowie über Geschichte des Kanons bei palästinischen und hellenistischen Juden. Von J. Fürst. M. 24.—
- Augustinus, De rudibus chatechizandis.** Der Unterricht der Anfänger im Christentum nach Augustinus Anweisung in deutscher Übersetzung von Th. Fieker. Mit Vorrede, Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. v. Zetzschwitz. M. 12.—
- Das Alte Testament und unser Krieg.** Von Prof. D. Rudolf Kittel. Inhalt: Vom Kriege in Israel; Die Bedeutung des Alten Testaments für die Kriegsfrömmigkeit des deutschen Volkes. M. 10.—
- Hat Jesus gelebt?** Von Prof. D. Dr. Leipoldt. M. 15.—
- Die ersten heidenchristl. Gemeinden.** Von Prof. D. Dr. Leipoldt. M. 8.—

Alle Preise einschliesslich Teuerungszuschlag.

Dörffling & Franke, Verlag, Leipzig.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. theol. Ihmels; Verlag von Dörffling & Franke, beide in Leipzig. Druck von Gustav Winter in Herrnhut.

Um rechtzeitige Erneuerung der Postbestellung bittet die Verlagsbuchhandlung.